

Kenneth Anders

Von Hühnern und Eierpappen

Texte über den Selbsterhalt in der Landschaft

Aufland Verlag Croustillier

Kenneth Anders wurde 1969 in Naumburg/Saale geboren und wuchs bei Tharandt sowie in Eberswalde auf. Er studierte Kulturwissenschaften, Soziologie und Philosophie in Leipzig und Berlin, verfasste bis 1999 eine Dissertationsschrift im Fach Kulturgeschichte und arbeitete als freier Journalist. 2004 gründete er mit Lars Fischer das Büro für Landschaftskommunikation.

Alle Rechte vorbehalten.
2019 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de

Druck: Stephanus Werkstätten Bad Freienwalde
ISBN 978-3-944249-23-0

Inhalt

Vorwort 9

Kolumnen zur Subsistenzwirtschaft

Hühner gegen das System?	11
Mein Ort, von Tieren bevölkert	13
Der prüfende Blick	17
Wenn das Schlachten vorbei ist	19
Das Leben querfeldein	22
Alt werden auf dem Land	26
Was müde Knochen erzählen können	29
Die Sturheit des freien Bauern	34
Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?	39
Mufflige Schäfer, was habt ihr denn?	43
Haltet den Dieb!	46
Türme aus Eierpappen	50
Schönheit durch Mangel	56
Von Mastschweinen und Tomaten mit historischer Mission	59

Die drei Schweine	67	Kommunale Selbstverwaltung als politische Bildung	121
Kultur der Daseinsvorsorge Thesen für einen Diskurs	73	Erfahrungen in einer Gemeindevertretung	
Sich bewegen, indem man am Ort bleibt Über das Verhältnis zwischen den Institutionen der kulturellen Bildung und den Schulen ihrer Region	85	Immer wieder Glyphosat Über die Debatte zur Neuzulassung des Herbizids	126
Es geht um Freiheit Die ländliche Kultur als Gegenstand öffentlicher Förderung	101	Botschaften mit Warencharakter Über Leitaussagen im Ökologiediskurs	130
		Ein lauter Frieden, das gibt es. Kann man über sein Glück öffentlich reden?	133
		Braver Amtsschimmel, arroganter Kellner? Erfahrungen mit der Verwaltungskultur	137
Vom Land aus betrachtet Erfahrungen mit der Demokratie		Angst vor den nächsten Wahlen? Warum jede Region ihre Selbstbeschreibung braucht	144
Noch billiger tanken, dafür weniger heizen	115		
Vom Kampf mit Windmühlen Über die Fähnrisse der täglichen Demokratie	117	Wenn man den anderen etwas schuldig bleibt Gedanken beim Lesen alter Heimatkalender	147

Vorwort

In den letzten Jahren habe ich mich immer wieder mit Fragen des Selbsterhalts von sozialen Systemen und mit Subsistenzwirtschaftlichen Erfahrungen beschäftigt. Die hier zusammengestellten Texte kreisen mehr oder weniger eng um dieses Thema. Es ist ein Knäuel mit vielen offenen Enden. In einer globalisierten Gesellschaft kann das Nachdenken über Subsistenz nicht mehr mit der Idee von Autarkie verbunden bleiben, wenn es fruchtbar sein soll. Also habe ich mein Augenmerk darauf gerichtet, Fragen des Selbsterhalts in ihrer Widersprüchlichkeit aufgrund unserer Teilhabe an verschiedenen sozialen Kommunikationen zu verfolgen. Dabei spielten die Themen der Landschaft und unsere Arbeitsweisen der Landschaftskommunikation erneut eine wichtige Rolle. Die entsprechenden Texte sind deshalb ebenfalls in diese Sammlung aufgenommen worden.

Kenneth Anders, Juni 2018

Kolumnen zur Subsistenzwirtschaft

Hühner gegen das System?

Das ist doch nicht interessant, sagt Dieter, das ist doch alles Romantik, das bringt nichts. Dieter ist Soziologe. Er will mir ein Forschungsprojekt ausreden, in dem ich mich mit heutigen Formen der Subsistenzwirtschaft beschäftigen will, mit Imkerei, Tierhaltung, Brennholzwerbung, Gärtnerei. Ich staune über die Energie, die er dabei an den Tag legt. Sieht man von der modischen Verachtung gegenüber dem Thema ab, weil es im heutigen akademischen Feld uncool ist, scheint noch etwas anderes dahinter zu stecken. Ich frage mich, was das ist. Denn auch andere haben diese Pläne spöttisch bäugt.

Das entscheidende Argument ist die Illusion der Autarkie. Tatsächlich sind in den letzten zweihundert Jahren immer wieder Menschen aus den Städten aufs Land gegangen, weil sie meinten, sie könnten sich dort durch Selbstversorgung von allen gesellschaftlichen Abhängigkeiten lösen. Das hat nie geklappt. Die Aussteiger-Projekte endeten in Streit, Armut oder Dogmatismus. Man kann der Gesellschaft nicht entrinnen.

Nur: das hat von jenen, die sich *tatsächlich* in bestimmten Bereichen ihres Lebens selbst versorgen, auch niemand behauptet. Schon die antike Hauswirtschaft,

der Oikos, war von Tausch und militärischem Schutz abhängig und die Betroffenen haben das immer gewusst. Kein Landbewohner hält sich für autark. Den Leuten ist zudem bewusst, dass Autarkie gar nicht wünschenswert ist. Wir brauchen Tausch und Austausch, einen großen Teil dessen, was wir benötigen, können wir ohnehin nicht allein herstellen. Es geht also gar nicht um Weltflucht oder Romantik. Aber wenn es darum nicht geht, warum versorgen sich manche Leute dennoch selbst, wo sie es ermöglichen können?

An der Not kann es nicht liegen. Wir leben in einer Zeit, in der manche Früchte weniger als das Saatgut kosten. Wenn es Menschen gibt, die dennoch das Beet oder den eigenen Apfelbaum bevorzugen, kann man daraus, so meine ich, etwas über die Bedeutung von Selbstversorgung lernen. Das ist mein Ansatz. Gerade jetzt, da hier die Not nicht herrscht, lohnt ein sorgfältiger Blick. Weil der Zwang wegfällt! Wir können vielleicht entschlüsseln, warum sich auch in reichen Gesellschaften Praxen der Selbstversorgung erhalten und warum sie immer wieder neu entstehen. Was es mit einem macht, seinen Selbsterhalt durch eigenes Wirtschaften zu sichern. Und was der Unterschied zu anderen Hobbies ist, dem Sammeln von Dingen etwa oder womit immer wir Menschen unsere freie Zeit verbringen.

Als ich damals an dem Forschungsantrag schrieb, empfahlen mir die Akademiker, im Handeln der Selbstversorger eine politische Strategie zu zeigen. Daraus ließe

sich etwas machen: Hühner gegen das System. Der Weg in den euphorischen Urban-Gardening-Diskurs schien nicht weit. Das ging mir zu schnell. Ich will erst hinschauen, darüber sprechen und nachdenken.

Ich trat das Forschungsprojekt nicht an. Aber seitdem denke ich über das Thema nach. Und ich tue das vor allem für mich, denn auch das Denken kann, so wie die Haltung von Tieren oder das Gärtnern, subsistenzwirtschaftlich sein. Was nichts anderes heißt, als: es dient dem Selbsterhalt. Das bedeutet: das Denken oder das Halten von Hühnern praktiziere ich nicht gegen das System, sondern für das System. Und zwar für mein eigenes.

Mein Ort, von Tieren bevölkert

Ich lebte seit mehr als zehn Jahren auf dem Land, als meine Frau die ersten Hühner holte. Sie hatte Levin mitgenommen, er war damals vielleicht elf und trug die Tiere wie Schätze in Pappkartons aus dem Auto in den Stall.

Der Stall war eine windschiefe alte Hütte, die an der Scheune klebte, mit Asbest gedeckt und nur noch aus Gewohnheit stehend. Wir hatten notdürftig ein paar Vorkehrungen getroffen, dabei immer zweifelnd, ob wir den Anforderungen artgerechter Haltung genügen würden: zwei Stangen, zwei Legenester, etwas Einstreu,

der Ziegelboden im Sandbett gegen die Nager mit Kaninchendraht abgesichert. Wir nahmen die Hühner aus den Kartons und setzten sie auf die Stange. Da saßen sie nun.

Noch heute erinnere ich mich an diesen Abend. Die Hühner waren zwar noch etwas aufgeregter und trauten sich nicht heraus, aber allein ihre Haltung auf der Stange war wie ein Zeichen, dass alles so in Ordnung war. Als sie zum ersten Mal in den Hof liefen, fingen sie gleich an zu scharren. Der Hahn suchte den Himmel nach Greifvögeln ab und rief die Hennen, wenn er einen Wurm gefunden hatte. Picken, Scharren, ein bisschen Zanken. Sonst wenig, aber das war großartig.

Das mag für Menschen, die keine Hühner haben oder für solche, die schon immer Hühner haben, lächerlich erscheinen. Die einen verstehen den Witz nicht, die anderen haben vielleicht schon zu oft über den Witz gelacht. Die Tiere tun nichts anderes als das, was von ihnen erwartet wird. Es ist ein Einvernehmen mit der Situation, die man ihnen geschaffen hat. Das lässt das eigene Leben richtiger erscheinen als vorher.

Als Peter zwei Jahre später unsere ersten Schafe brachte, war es ähnlich. Sie lagen erst ängstlich und benommen auf der Wiese, dann standen sie auf und fingen an zu grasen. Was sollten sie sonst tun? Bald wurden sie mutiger und verlangten nach Leckerlies, weil wir ihnen Äpfel und Brotrinden gebracht und ihnen das geschmeckt hatte. Ich weiß schon, dass das eine ganz normale Sache

ist: Grasen und Blöken eben. Aber für mich fühlte sich das an wie eine Beglaubigung des Lebens an diesem Ort.

Bald vermehrten sich die Tiere. Mit dem Nachwuchs ging es nicht immer gut, mal hatten wir ein totes Lamm, mal wurden die Küken vom Habicht geholt. Aber oft klappte es. Die Glucken kümmerten sich um die kleinen fiefenden Federbällchen, die Schafmütter säugten ihre Lämmer und stießen tiefe kehlige Laute aus, um mit ihnen zu kommunizieren. Es war wunderbar.

Dabei hatte ich das Ende durchaus vor Augen – die Geburt verweist auf das Ende, vielleicht sogar auf das Schlachten. Doch dazu später. Hier sei nur gesagt, dass das Bewusstsein, die Tiere zu nutzen und vielleicht sogar zu töten, der Freude über den Nachwuchs keinen Abbruch tut. Bestimmend ist das Leben und die Verblüffung, dass es unter den eigenen Bedingungen gedeihen kann. Die Tiere bevölkern die eigene Hofstelle, sie leisten mir Gesellschaft und das nicht aus Jux, es ist ein richtiges Leben.

Ich empfinde den Nutztieren gegenüber Dankbarkeit, gerade deshalb, weil sie nichts anderes tun, als Huhn oder Schaf zu sein. Ich erwarte nichts anderes von ihnen. Zum Dank überraschen sie mich manchmal. Einmal baute ich ein kleines Gehege für die Glucke und die Hühner standen um mich herum und legten den Kopf schief, um mein Werkzeug genauer in Augenschein zu nehmen. Die Neugier der Tiere ist sehr lustig. Einmal baute ich einen Unterstand für die Schafe

und sie schnappten sich ein Maul voll Nägel und liefen damit fort, vielleicht weil sie dachten, man könne sie fressen. Wie dem auch sei, die individuellen Merkmale, Gewohnheiten, Vorlieben und Marotten der Tiere sind keine Abweichungen. Sie vertiefen meinen Begriff vom Schaf, vom Huhn, von der Katze.

Der Vergleich mag sonderbar wirken, aber mit meinen Kindern geht es mir ähnlich. Dass sie Kinder sind, ist vollkommen ausreichend. Ich erwarte nichts anderes von ihnen, als dass sie spielen und lachen, sich langweilen und streiten, weinen und lieb und frech sind. Es macht mich glücklich, dass sie das tun. Es gefällt mir, dass sie genau das sind, was sie sind. Nichts sonst. Natürlich ist es schön, dass viele Möglichkeiten in ihnen stecken, aber das spielt keine so große Rolle, wie man denken mag.

Und wir, wir erwachsenen Menschen, was sind wir? Bestätigen die tausenden Verhaltensweisen, zu denen wir in der Lage sind, auch den Begriff vom Menschsein? Was ist mit den schlimmen Dingen, die wir tun können? Und wem könnten wir gefallen mit dem, was wir tun? Diese Fragen, so finde ich, sind sehr schwer zu beantworten, obwohl sie sehr alt sind. Dennoch finde ich, dass sie in eine richtige Richtung weisen.

Der prüfende Blick

Seit Tagen schaut mir der Bock ins Gesicht. Vielleicht hat er das auch früher getan – dann ist es mir nicht aufgefallen. Aber seit ich weiß, dass wir ihn schlachten werden, spüre ich seinen Blick. Beinahe prüfend wirkt er, dunkel und hübsch. Als fragte er: Was hast du mit mir vor?

Die Probleme beim Schlachten von Haustieren fangen mit der Entscheidung an, welches denn getötet werden soll. Für diese Entscheidung lassen sich viele Gründe finden. Man kann nicht sinnvoll auf Dauer mehrere Männchen halten. Man möchte Inzucht vermeiden. Man sucht die besten Tiere aus. Und wenn das alles zur Auswahl nicht reicht, geht man nach Gefallen. Es ist eine Einschätzung, in die viele Überlegungen und Beobachtungen einfließen, aber so sehr man sie auch abmildert, es bleibt doch eine harte Angelegenheit, eine Selektion. Und diese muss man verarbeiten.

Von manchen Tieren hat man kaum ein Bewusstsein. Gerade bei den Schafen scheint es mir, als wüssten einige von vornherein, dass es zwecklos ist, eine Beziehung zum Halter aufzubauen. Sie grasen im Hintergrund, sind scheu, und wenn es sie dann trifft, dann ist es eben so. Aber andere haben Charakter, machen auf sich aufmerksam. Sie sind lustig oder weisen Eigenheiten auf. Mit denen hat man es schwerer. Und dann ist da noch die Schönheit mancher Tiere.